

Nr. 207. Bromberg, den 25. September 1928.

Die Liebe des Geigerkönigs.

Roman von J. Schneider-Foerstl.

(8. Fortsetzung.)

Haller hörte die Angst aus der Stimme seines Schülers; er musterte die schlanke, ebenmäßige Gestalt mit einem wohlgefälligen Blick und schüttelte dabei den Kopf.

„Nicht!" sagte Elemer resigniert.

„Das kannst du dir auch nicht erwartet haben, mein Lieber. Sie hat sich natürlich verändert und nicht wenig. Drei Jahre bei einem Mädchen, das will was heißen. Ein Kind darfst du dir selbstverständlich nicht mehr vorstellen. Sie ist eine junge Dame — und zwar eine sehr schöne, junge Dame, die Anbeter in Menge haben wird. Du darfst dich auf die Füße stellen!" schloß er lachend.

„Hat sie nach mir gefragt?"

„Nein!"

Radanyi wurde blaß und blickte von dem Meister weg nach den aufgeschlagenen Noten am Flügel. „Ich werde nicht hingehen heute abend!"

Haller betrachtete ihn amüsiert . . . „Schade. Es wird ihr sicher leid tun."

„Wenn sie etwas von mir wissen wollte, hätte sie nach mir gefragt", erregte sich Elemer. „Daß sie es nicht getan hat, ist ein Beweis, daß sie sich nicht mehr für mich interessiert."

„Möglich!" sagte Haller mit aller Ruhe. „Aber sehr wahrscheinlich nicht. Denn heute morgen, während ich nicht zu Hause war, war sie da und hat den Stefan gefragt, wann du kommst und den Strauß von Rosen für dich zum Willkommgruß dagelassen, — er steht in deinem Zimmer."

„Meister! — Meister! — Meister!"

„Um Gotteswillen, erdrück mich nicht." Haller wand sich mit einem Schmerzenslaut unter Radanyis Umarmung. „Erst fährst du im Expreß von Stockholm nach Wien, dann willst du aus lauter gekränkter Eitelkeit nicht hingehen, weil ein kleines Mädchen nicht nach Serenissimus gefragt hat, und nun machen ein paar Rosen dich überschnappen. — Solche Sachen hast du nicht einmal geliefert, als du frisch aus der Pußta kamst!"

Elemer strahlte. „Wann wollen wir nach der Herrenstraße fahren?"

„Etwas vor acht Uhr!"

„Ich habe so ein komisches Gefühl!" gestand Radanyi. „Ich liefe am besten soweit meine Füße mich trügen!"

„So lauf doch!" riet Haller vergnügt.

Aber Elemer blieb.

Als ihr Wagen vor dem Palais Warren hielt, strahlte bereits heller Glanz aus der Halle und den hohen Fenstern des ersten Stockwerkes. Auto und Equipagen kamen angefahren. Unter kostbaren Pelzen und Abendmänteln knisterte und rauschte Atlas und weiche, schmiegsame Seide. Fiel im Vestibül die Hülle, leuchteten zartweiße Nacken und Schultern von hauchdünnem Spitzengeriesel kaum verdeckt. Namen schwirrten, begehrende und bewundernde Männerblicke glitten den Frauengestalten nach, die da wie Elfen über die Treppe aufwärts huschten. Kaum eine Uniform, die von dem Schwarz der Fracks der Herrenwelt abstach. Es war nicht mehr das Wien der Kaiserzeit. Nur hin und wieder zeigte sich an dieser oder jener Brust ein Ordens- oder Ehrenzeichen. Aber vor Warrens Haus machte trotz allem die Talmigesellschaft der Emporkömmlinge Halt. Für sie war in der Herrenstraße kein Raum. Mochte die alte Aristokratie und das Edelbürgertum zu Hause auch hungern und mit Apfelschalentee als einzige Mahlzeit den Tag beschließen, der Schild der Ehre von allen denen, die heute Gast bei dem Grafen waren, blitzte rein und unbeschmutzt. So hatten die Warren es immer gehalten.

Radanyis Gesicht war blaß vor Erregung. Er nestelte aufgeregt an den dunklen Lederhandschuhen. Wie lange war er nun nicht mehr hier gewesen. Wenn er die Augen schloß, glaubte er trotzdem, er käme eben erst herauf aus der Steppe und stiege mit der kleinen Eve Mi die breite Treppe empor. Solch unwissender Knabe war er damals gewesen, und nun gab es nichts mehr im gesellschaftlichen Leben, das ihm nicht geläufig war.

Jemand rief seinen Namen und dann winkte ein kleines, seidenes Tüchlein vom obersten Stiegenabsatze. Er bahnte sich den Weg empor und ließ sich von Alice Ballin küssen und von dem Onkel die Hände drücken. Er mußte versprechen, zum Mittag morgen in die Cottage zu kommen und seine Geige mitzubringen. Die Tante sah Elemers suchenden Blick und konnte nicht entdecken, wonach er fahndete.

„Liebst du eines der kleinen Wiener Mädchen?" forschte sie schelmisch.

Er fühlte, daß er rot wurde, und wandte den Kopf. Zwei Hände hielten ihn an den Schultern fest. „Herzlich willkommen, lieber Radanyi."

Warren stand breitschultrig vor ihm, mit ein paar weißen Strichen in dem dunklen Vollbart. „Das heiße ich Freundschaft, daß Sie gekommen sind. Die Eve Mi war schon in Sorge, Sie könnten etwa nicht eintreffen, oder der Expreß entgleisen."

„Ich bin überglücklich, Herr Graf, daß ich hier sein kann!" Elemer suchte über Warrens Kopf hinweg durch den Raum. Er konnte nichts finden. Immer waren es wieder andere Gesichter, die an ihm vorübergingen, als das, das er zu sehen begehrte. Neben seinem Onkel tauchte die imposante Figur des Herrenreiters Gellern auf, der grüßend beide Hände streckte, als er Radanyi erblickte. Quer nach der rechten Ecke, dicht neben einem der Marmorpfeiler, welche die schwere Stukkatur des Saales trugen, sah er Haller in angeregtem Gespräch mit einer jungen Dame, die ihm den Rücken wandte. Ein flimmernder, blonder Haarknoten lag ihr tief im Nacken. Weiße Spitzen rieselten über den schlanken Körper. Man konnte den Ansatz der Schultern und des Nackens nur ahnen, denn eben solche Spitzen wieder verwehrten jeden indiskreten Blick. Elemer blickte interessiert nach ihr hinüber. Waren die Töchter des Grafen Hirschberg schon so weit entwickelt? Sie hatten schon als Backfische dieses wundervolle Ebenmaß der Formen gezeigt. Aber er suchte sich vergeblich zu entsinnen, ob sie blond oder braun gewesen waren. Jedenfalls hatten sie schon damals, jede in ihrer Art, eine erstklassige Schönheit zu werden versprochen. Es hatte doch keine andere Stadt des Kontinents so viele herrliche Mädchen und Frauen als Wien.

Nun sah er, wie Haller herzlich auflachte. Er schien sich äußerst gut zu amüsieren. Dann trafen ihre Blicke auf einander. Der Meister schien die Dame auf ihn aufmerksam zu machen, denn sie wandte sich eiligst um.

Das Blut sprang Radanyi in jähem Schuß zum Herzen, dann in die Wangen, bis tief an die Schläfen fühlte er es kreisen.

„Eva Maria!"

Beinahe rücksichtslos gegen alles, was ihm im Wege stand, bahnte er sich einen Weg hinüber zu ihr. Sie kam ihm einige Schritte entgegen mit einem verklärten Leuchten in den Augen.

„Elemer — Herr Radanyi", sagte sie verlegen.

Er küßte ihr die Hände. Sie zitterten, als er sie fest umschloß. Er fühlte, sie wußte nun, was Liebe war. Ihre Wangen schienen in eine einzige, glühende Flut getaucht.

„Ich habe mich so unsagbar auf dich — auf Sie gefreut, Komtesse!"

Sie schob die Lippen übereinander, wie sie es schon als Kind immer getan hatte, was ihrem Gesichte so etwas rührend Hilfloses gab.

„Sie sind so ganz anders geworden!" — sagte sie und mußte ihn immerfort ansehen. „Das heißt, ich — ich hatte dich anders im Gedächtnis, Elemer! Ich bring's nicht fertig, Herr Radanyi zu sagen, wie die anderen."

Es hingen ihr ein paar schwere Tropfen an den Wangen, die sie erschrocken fortwischte. Er faßte nach ihrer Hand.

„Es tut mir unendlich leid, Eva Maria, daß ich — daß ich dich enttäuscht habe!"

„Enttäuscht?" Sie verstand ihn nicht. „Ich kann gar nicht begreifen", sie blickte dabei errötend in sein mattweißes Gesicht, „daß ich vor drei Jahren noch auf deinen — auf Ihren Knien saß und — und dich mit tausend Kinderdingen quälte. Jetzt würde ich das nicht mehr wagen. Ich bin ganz Ehrfurcht und Bewunderung."

„Wieso, Eva Maria?"

Sie schüttelte den Kopf. „Ich weiß es nicht. Ich würde mir's nun eben nicht mehr getrauen, auch wenn ich fünfzehn Jahre alt wäre. Ich bin so selig gewesen, daß ich Ihr — dein Bild hatte und habe es alle Tage geküßt!"

Sie biß sich verlegen auf die Lippen.

„Eva Maria!"

Die schmale, weiße Hand zuckte zwischen der seinen. Sie sah verwirrt von ihm weg und wollte ihre Finger lösen. Er hielt sie nur noch fester umklammert. „Willst du mich nicht ansehen, Eva Maria?"

Ihre Augen tauchten für eine kurze Sekunde in die seinen. Aber es genügte, daß er im Innersten aufjauchzte vor Wonne und Beseligtsein. Sie liebte ihn! Es war nicht mehr die Liebe, die das Kind von einst für ihn gefühlt hatte, es war die andere, die Mann und Weib verbindet, die Jubel oder Verzweiflung in sich trägt, die Generationen erstehen läßt oder sich dem Tod in die Arme wirft.

Seine Hände zitterten nun gleich den ihren in maßloser Erregung. Er haßte beinahe all diese Menschen, welche um ihn waren und wie es ihm schien, die Heiligkeit des Augenblickes entweihten. Er wollte sprechen, aber es drückte ihm etwas die Kehle zu, hier vor den vielen konnte er ihr nicht sagen, was er im Innern trug, die ganze Qual der letzten Jahre, bis sie wiederkam.

Mit einem Male war er weggedrängt von ihr. Sie wurde umkreist von einem Kranz von Herren, die sie begrüßten oder ihr vorgestellt sein wollten. Und er stand mitten eingeschlossen von einem halben Dutzend lebenslustiger Wienerinnen. Das lachte, frug und schäkerte; er sah sich bewundert, umworben, umschmeichelt, verwöhnt. Im Vollempfinden sicheren Besitzes zeigte er sich in sprühend-köstlicher Laune. Aus Petersburg, Rom und Madrid, aus London, der Slowakei und Stockholm hatte er Grüße zu überbringen. Bis er sich's versah, hatte er sein Wort für unzählige Tees und Abendgesellschaften und Nachmittagsausflüge gegeben. Was blieb da noch für Eva Maria übrig?

Er blickte zu ihr hinüber und sah, wie ihre Augen an ihm hingen. Er las die Angst aus denselben. Was fürchtete sie. Diese plaudernden, flirtenden Puppen, die ihn da umdrängten? „Süße, kleine Evi Mi." Sie waren ihm alle nichts. Ein Zeitvertreib des Augenblicks, aber seine Seele, sein Herz wußte nichts von ihnen.

Sie war die erste, die er geliebt hatte — sie würde die letzte sein. Es war keine vor und würde keine nach ihr kommen. Niemals!

Von einem der Nebenräume her klang die Stimme Hartungs, des Heldenbaritons des Burgtheaters. Er sang seinen begeisterten Freunden Eduard Griegs „Ich liebe dich!"

„Du mein Gedanke, du mein Sein und Werden, du meines Herzens höchste Seligkeit. Ich liebe dich wie nichts auf dieser Erden. Ich liebe dich für Zeit und Ewigkeit."

Radanyi hörte und sah nichts mehr um sich. Er hörte kaum die Töne, nur die Worte, die der andere sang. Er fühlte die Berührung durch eine Hand, leis und zitternd, als habe ein Blütenzweig ihn im Vorübergehen gestreift. Unauffällig wandte er sich etwas nach rückwärts. Eva Maria stand hinter ihm. Er durfte sie nicht ansehen, er verriet sich sonst. Die große Menge sollte keinen Teil haben an dem Glück dieser Stunde.

Er saß bei Tisch an ihrer Seite. Dann glitt er nach dem Rhythmus der Musik mit ihr durch den weiten Saal. Sie fühlten sich eins. Ihre Seelen waren es schon und ihr Körper sollte es werden, wenn sie als Mann und Weib sich angehörten.

Morgen wollte er kommen und Warren fragen, ob er ihm sein einziges Kind als Weggenossin durchs Leben gab.

„Darf ich kommen, liebe, kleine Eve Mi?" fragte er sie ganz in Gedanken heraus.

„Ja, immer, — immer, Elemer!"

Verstand sie ihn? Wußte sie, was er meinte?

„Liebst du mich?", wollte er sagen, verschwieg es aber, denn der Herrenreiter Gellern bat um die nächste Walzertour.

Dann holte er sie noch einmal zu einer wiegenden, tändelnden Runde.

„Ich habe eine Bitte, Eve Mi!"

„Wenn es möglich ist, will ich dir alles gewähren, um was du zu mir kommst!"

„Ich bringe an einem der nächsten Tage meine Geige mit. Möchtest du mich am Flügel begleiten?"

Er strich über ihre weichen, warmen Hände. Ihre Augen strahlten ihn an. Aber es leuchtete ein Kobold zwischen der Liebe, die aus ihnen sprach.

„O, gerne, herzlich gerne, Elemer. Nur — ich fürchte nämlich, daß ich nicht genügend Temperament besitze für Zigeunermusik!"

Sie erschrak bis ins Innerste über die Wirkung, die ihre Worte bei Radanyi hervorriefen. Aus seinem Gesicht war jeder Tropfen Blut gewichen. Die Lippen zu schmalen Linien aufeinandergepreßt, stand er hochaufgerichtet vor ihr. Sie empfand, daß sie ihn ungewollt aufs tiefste beleidigt hatte. Mit einer kühlen Verbeugung gab er ihren Arm frei.

„Ich danke Ihnen für Ihre Offenheit, Komtesse. Ich begreife, daß Sie rechtzeitig eine Grenze zu ziehen wünschen zwischen sich und dem — Zigeuner!"

Eine nochmalige förmliche, kurze Verneigung, dann ging er hochaufgerichtet durch den Saal zu einer Gruppe von Herren, die plaudernd in einer Ecke standen.

Die Tränen schossen ihr in die Augen und brannten, weil sie nicht rinnen durften. Sie starrte ihm nach — ungläubig erschrocken, noch immer nicht begreifend, daß dieses eine, einzige, unbedachte Wort ihn so verletzen konnte. Und sie hatte nichts gewollt, als ihn an die Tage der Pußta erinnern, wenn er neben ihr auf der heißen Erde der Steppe saß und ihr die wirbelnden Weisen vorspielte, welche er dem Primas abgelauscht hatte. Wußte er nichts mehr um all die Küsse, die sie ihm dafür geschenkt? Nichts mehr um all die Tränen, die sie dabei geweint hatte, wenn seine Geige klagte und schluchzte. Alles hatte er vergessen und wollte kein Erinnern, hatte kein Gedenken für die Jahre, die sie bis heute ein einziger Himmel gedünkt hatten.

Sie sah nach ihm hinüber. Aber er wandte keinen Blick zu ihr. Wenn er käme, würde sie ihn bitten, daß er vergab. Sie legte, als tue sie dies jetzt schon, die beiden Hände ineinander.

„Was grübeln Sie, Komtesse?" sagte die Stimme des Herrenreiters Gellern neben ihr. „Und so ernst, ganz erfüllt von der Verantwortung Ihrer achtzehn Jahre. Darf ich Sie etwas auf die Terrasse führen? Sie scheinen sehr ermüdet zu sein?"

Willenlos legte sie ihre Hand auf den dargebotenen Arm. Radanyis Blick folgte den beiden. Alles in ihm war noch in Wallung. Er war ein Narr gewesen. Er hatte nach einem Stern gegriffen, der niemals für ihn leuchten würde. Aber diese Erkenntnis war fürchterlich.

Haller kam aus dem Musikzimmer auf ihn zugesteuert, er war zu Hartungs Begleitung arrangiert gewesen. Kopfschüttelnd legte er Elemer die Rechte auf die Schulter. „Du siehst ja miserabel aus, mein Junge. Was ist denn mit dir? Nicht wohl? —"

Radanyi nickte, ohne ein Wort zu sagen.

„Erklärlich ist es!" meinte Haller gutmütig. „Erst die endlose Fahrt und dann der Trubel hier und all die Begrüßerei und dann das Wiedersehen mit ihr, du bist eben auch nicht mehr achtzehn Jahre, sondern in Bälde an die dreißig. Ja, man wird alt, mein Lieber. Viel rascher, als man sich's versieht. Willst du heim?"

„Ja, je eher, desto lieber!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Schatz.

Skizze von Susanne Tornwaldt.

Karl Masucheit ritt zwischen den Drahtzäunen seiner Zuckerrohrfelder nach Hause. „Buenas noches, Don Carlos!" grüßten seine Arbeiter von Pferd zu Pferd. „Buenas noches!" grüßte er wieder, Karl Masucheit, der nun schon lange Don Carlos hieß.

Die Schilfblätter des Zuckerrohrs klirrten dürr im Wind, und den Arbeiterrancho kränzten rote Pfefferschoten. Es war Herbst südlich des Äquators. Karl Masucheit dachte daran, daß in einer halbvergessenen Ecke der deutschen Heimat nun der Frühling angebrochen sein mußte.

Eilig rollte das kleine Criollopferd seinen Trab, der den Reiter fast bewegungslos im hochrandigen Sattel verharren ließ. Karl Masucheit reckte sich in den schweren Holzschuhsteigbügeln und zog einen Brief aus der Tasche. Dieses Briefes wegen war er am Morgen drei Stunden weit vor den Kadi gerufen worden, hatte sich gewundert, ritt hin und — empfing seines Vaters Testament. Als er nun zum zweiten Male las, sah er ihn vor sich, den alten Bauern, wie er mit schwerer Feder dazu schrieb:

„Lieber Sohn! Hier ist das Land. Ich habe eine Kate darauf erbaut, auch Scheune und Stall. An der Stelle, wo die Russen ein Feuerwerk aus allem gemacht hatten. Es soll ein Schatz hinter der Torfscheune vergraben liegen. Ich war zu alt zum Schatzgraben und dachte, du solltest wieder kommen. Aber du kamst nicht. — Nun wird es bei mir ans Sterben gehen. Deine Schwestertochter Gret kümmert sich um mich, die brave, kleine Marjell. Sie soll alles haben, wenn du in drei Monaten nach meinem Tode nicht wieder kommst. Du bist zum Ausländer geworden, vielleicht ist's drüben besser. — Laß es dir gut geh'n! Dein Vater Johann Masucheit."

Karl steckte das gerichtlich bescheinigte und versiegelte Schreiben ein. Nun war er also tot, der harte alte Mann, mit dem er nicht gemeinsam wirtschaften konnte auf dem kleinen Grund und Boden. Er sah über die gilbenden Felder hin, sie standen kurz vor der Ernte.

Man würde ohne ihn ernten müssen, denn er wollte in die Heimat fahren. Nicht, weil ihn eine Sehnsucht zog. Nein, da drüben war ihm alles fremd geworden. Aber er wollte die kleine „Klitsche" verkaufen, dem Mädel einen Abstand zahlen und zurück kommen. Man konnte hier vergrößern, es gab noch Urwald zu roden, Drainagen fehlten — kurz: Geld war zu brauchen. Was schrieb der Alte von einem Schatz? Es soll ein Schatz hinter der Torfscheune vergraben liegen? Unmöglich war das nicht. Auf der Flucht, bei allem Drunter und Drüber geschahen ja damals merkwürdige Dinge. Er würde also nachgraben. —

Karl Masucheit regelte die Erntefrage mit den Nachbarn, packte sein Zivilisiertes in einen eisenbeschlagenen Koffer von gutem argentinischem Rindleder, hob das Nötige vom Ersparten ab und fuhr zwei Tage und eine Nacht östlich zur Küste. Nun, das war soweit eine rein geschäftsmäßige Sache, diese Reise. Karl Masucheit sah mit Sachverstand über bergbegrenzte Zuckerrohrprovinzen, über ebenes-fruchtbares, ebenes-sanddurchwehtes Land, schlief, wie es sich gehörte, aß, wie es sich gehörte, und dachte wenig an die nächste Zukunft, dagegen viel an seine Ernte, bei der man ihn „nach Strich und Faden" übers Ohr hauen würde. Davon war er überzeugt. Das gehörte zu den Eigentümlichkeiten des Landes und würde in diesem Fall unter Geschäftsunkosten zu verbuchen sein.

Merkwürdiger war die Sache auf dem Schiff, besonders in den Nächten. Der Mond drehte sacht wieder sein altgewohntes Gesicht daher, stand nicht mehr töricht und höhnisch auf dem Kopf. Das Kreuz des Südens war eines Nachts verschwunden, und Sternenbilder tauchten auf, die er als Junge durch des Kantors langes Fernrohr bewundert hatte. Die Schiffsschraube schlug den Takt zu lange vergessenen Liedern. — Karl begann ein wenig sentimental zu werden. Nun ja. Als er sich dessen bewußt wurde, lächelte er über solche bisher unbekannte Schwächen eines vom Leben hart geschmiedeten Herzens und begann ein Gespräch über Bodenrentabilität mit seinem Deckstuhlnachbarn. —

Hamburg hämmerte, dampfte, stöhnte, brauste um ihn, arbeitshart und lebensvoll. Donnerwetter — Deutschland! dachte er, verlud seinen Rindledernen und sich in den Zug und fuhr nach Osten.

Blühende Kirschbäume. Schwerer Weideboden mit schwarzbuntem Vieh. Grüne Wintersaat, frohe saubere Höfe. Kiefernwald und blaue Seen. Dörfer mit vierschrötigen oder spitzen Türmen. Städte mit Leben, Rauch und Emsigkeit. Karl Masucheit sah nach rechts und nach links, wie er in Argentinien nach rechts und links gesehen hatte. Nein. Anders. Ohne Sachverstand. Schwerer Boden? Leichter Boden? Deutscher Boden! — Schade! dachte Karl Masucheit, als die Nacht kam. Und am anderen Morgen war er, wo er hingehörte.

Er maß mit amerikanischem Maß und fand alles sehr klein. Haus, Hof, Stall, Felder. Der Knecht klirrte mit einem Gespann vorbei, sah ihn erstaunt an. Aus dem Haus trat ein Mädchen. Blond, drall, prächtig. „Du bist die Gret", sagte er. „Aber ja — und du der Onkel Karl aus Amerika", lachte sie. Erbschleicherin war sie ersichtlich nicht. Vielleicht wußte sie auch nichts. Man würde ja sehen.

Er wurde wohl aufgenommen in seinem Hause. Klein, dachte er wieder, aber sauber. Und dann, halb verschämt: gemütlich! —ein lange vergessener Begriff. Gret' führte ihn durch die Wirtschaft, und er konnte zufrieden sein. Aber er war schweigsam und beschloß den Verkauf zu beschleunigen. Es war, als griffen Hände nach ihm, die ihn halten wollten. Das war gegen den Plan. Den Schatz an der Torfscheune? Nicht darüber sprechen. Es war heller Mond, und er würde nachts graben. Ein wenig schämte er sich. Vielleicht war gar nichts da. Niemand blamiert sich gern. Für alle Fälle freundete er sich mit Karo, dem Hofhund, an. Karo witterte, daß dieser fremde Mann nicht belanglos sein konnte und benahm sich entgegenkommend.

Vor dem Schlafen gingen sie nochmals durch den Stall, er und die Gret'. Kettenklirren. Wiederkäuen. Sattes Schnaufen im warmen Ammoniakdunst. Dann führte sie ihn auf sein Zimmer und sagte Gutenacht.

Er wartete am niedrigen Fenster, das breit vom Strohdach übergriffen war, bis der Mond hoch stand. Dann nahm er Spaten und Hacke, kettete den Hund los und ging vom Hof. Es war nicht so hell wie in den tropischen Mondnächten drüben über seinen Zuckerrohrfeldern, aber zur Arbeit oben auf dem Torfscheunenhügel hell genug. Hinter den Wiesen, über denen der Nebel sich wattig ballte, lag unabsehbar der Wald in der zarten Geschlossenheit erster Frühlingsblätter. Silbern rieselte das Licht über die Hofdächer und verrann im Schatten. Alles sah größer aus. Im Moorwasser des Torfstichs zuckte es in goldenen hastigen Flammen, wenn der Nachtwind darüber strich.

Karl Masucheit stand und atmete tief. Dann bückte er sich und tastete den Boden ab. Karo interessierte sich sehr dafür. Herr und Hund fanden eine Stelle, die weicher war, ein wenig eingesunken, da begannen sie zu graben. Karo hielt es für seine Pflicht zu helfen, aber danach ging ihm des Herrn Unermüdlichkeit zu weit, er setzte sich daneben und sah aufmerksam zu.

Spatenstich folgte auf Spatenstich. Karl drang in die feuchte, warme Erde. Ihr Duft umgab und berauschte ihn. Fast vergaß der Mann, weshalb er grub. Der Schweiß rann ihm über das Gesicht, dann richtete er sich auf, ruhte, sah über das im Mondlicht schimmernde Land, grub weiter. Es war ein unaussprechliches Glück, in diese warme, feuchte Heimaterde zu dringen, ihren Duft zu atmen, sie mit kochendem Blut spielend um sich zu häufen. Ab und zu erhob sich der Hund Karo, sah mit ernstem Gesicht und hängenden Ohren nachdenklich in die Grube und setzte sich wieder.

Der Mond sank hinter den Wald, fahle Dämmerung stieg im Osten auf, über den Wiesen wallte der Nebel. Da klirrte der Spaten. Endlich! dachte Karl Masucheit und grub. Aber der Schatz, den die Russen hinterlassen hatten, war ein Granatblindgänger, anderthalb Meter in den Torfscheunenberg hineingewühlt.

Karl Masucheit lachte tief und herzlich. Er lehnte auf dem sammtbraunen Erdrand, der ihn wie mit weichen festen Armen umschloß, und sah dem Tag entgegen. Eine Lerche jubelte kerzengerade in den zartgrünen Himmel, der sich im Torfbruch stählern und geheimnisvoll spiegelte. Auf dem Blondhaar des Mädchens, das vom Haus her zu ihm kam, schimmerte der erste Sonnenstrahl.

„Heimat!" sagte Karl Masucheit laut in den leuchtenden Morgen.

Er hatte den Schatz gefunden.

Die lenkbare Frau.

Jener Mann, von dem das Gerücht ging, daß er noch nie Zeit gefunden hatte, eine Frauenbekanntschaft zu machen, weil er stets mit einer Erfindung beschäftigt war, über deren dunklen Charakter niemand etwas Bestimmtes zu sagen wußte — jener Mann sprang eines Tages im Kaffeehaus, wo er vor sich hinbrütend saß, vom Stuhl auf, und rief aus: „Endlich habe ich sie erfunden!"

Einer seiner Bekannten, der unweit von ihm saß, erschrak, und fragte: „Wen oder was haben Sie erfunden?"

„Sie, deren Konstruktion ich schon so viele Jahre nachgespürt habe — die lenkbare Frau!"

„Die lenkbare —?"

„Frau, jawohl! . . . . Oder wollen Sie behaupten, schon jemals eine Frau gesehen, gekannt, gesprochen oder gar besessen zu haben, die lenkbar war?"

„Das nicht . . ."

„Nun also. Eine Frau, die sich lenken ließ — von ihrem Manne natürlich —, hat es bis heute noch niemals gegeben. Und weil es sie noch niemals gegeben hat, deshalb hatte ich mir die Aufgabe gestellt, sie zu erfinden. „Erst dann", sagte ich mir nämlich, „wenn du sie erfunden hast, wirst du auch heiraten!" Und zwar nur sie: die lenkbare Frau!'

„Und nun haben Sie sie erfunden?"

„Ja. Warum hätte ich sie auch nicht erfinden sollen, wo man bisher doch fast alles erfunden hat, das man sich wünschte? Wir leben im Zeitalter der Erfindungen, Verbesserungen und technischen Vervollkommnungen. Nur die Frau, die sich von ihrem Manne lenken läßt, fehlte uns bisher noch. Und jetzt haben wir sie. Denn ich habe sie erfunden."

„Wollen Sie sie etwa fabrikmäßig erzeugen?"

„Das nicht. Aber ich habe das Mittel entdeckt, durch dessen Anwendung man ausnahmslos **jede** Frau ganz nach Belieben lenkbar machen kann."

„Sie sagen: jede?"

„Ausnahmslos jede. Es ist ganz gleich, ob die Frau alt oder jung, ob sie hübsch oder häßlich, ob sie temperamentvoll oder temperamentslos ist: mein Mittel macht ausnahmslos **alle** lenkbar! . . . Begreifen Sie auch, was das heißt? Erfassen Sie die Bedeutung und Tragweite dessen, was ich erfunden habe?"

„Hm."

„Die nicht hoch genug zu veranschlagende Bedeutung meiner höchst genialen Erfindung beruht darin, daß es von jetzt an keine unglücklichen Ehen mehr geben wird. Warum? Nun, eine jede Frau wird eben lenkbar! Eine jede Frau tut genau das, was ihr Mann will! Wird es noch jemanden geben, der sich vor der Ehe fürchtet? Nein! Ein jeder wird jetzt heiraten wollen, und kein Mann wird sich mehr scheiden lassen! Wir werden neben dem Frieden auf Erden auch den Frieden in der Ehe haben! Und wem wird man das verdanken? Mir! Meinem endlich entdeckten Mittel, eine jede Frau lenkbar zu machen!"

„Wollen Sie mir nicht sagen, worin dies Ihr Mittel besteht?"

„Gewiß, mein Mittel besteht in dem Manne."

„In welchem Manne?"

„In dem Ehemanne selbstverständlich, der jenes Weib heiratet, das lenkbar gemacht werden soll. Es besteht mit einem Wort in dem **nachgiebigen** Manne!"

„In dem nachgiebigen Manne?"

„Jawohl, in dem weisen Manne, der immer nachgibt. Der seiner törichten Frau nie widerspricht. Der lächelnd alles tut, was sie von ihm verlangt. . . . Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß durch diesen Mann auch die störrischste Frau leicht lenkbar zu machen ist!"

„Ja — aber gibt es denn diesen Mann — oder muß er nicht gleichfalls erst erfunden werden?"

Der Mann, der die lenkbare Frau erfunden hatte, lächelte mild, und sagte: „Es gibt ihn in Millionen von Exemplaren! Oder sind Sie schon einmal einem Manne begegnet, der nicht nachgegeben hätte, wenn es seine Frau energisch von ihm verlangte?!" **Hermann Wagner.**

Jährlich 30000 Bücher.

Von Karl Schodder.

In Deutschland wohnen die Dichter und Denker. Hier wird jedes Problem geistig vertieft und gelöst, und immer findet sich jemand, der mindestens in einer Broschüre belangreiche Ansichten darüber äußert. So geschieht es denn, daß in der Buchproduktion **Deutschland** an der Spitze aller Länder der Erde marschiert. Jährlich erscheinen etwa 30 000 neue Bücher auf dem Markt, jeden Tag hundert neue Titel; ein großer Apparat ist errichtet, die gedruckte Geistesproduktion statistisch-bibliographisch zu erfassen, und manche Bibliotheken bemühen sich, sie möglichst vollständig zu sammeln und einer staunenden Nachwelt zu überliefern.

Einer staunenden Nachwelt — denn schon der Zeitgenosse fällt von einer Verwunderung in die andere, wenn er in einem der großen bibliographischen Nachschlagewerke blättert. Die abseitigsten Gebiete der Wissenschaft und die Sehnsüchte der Welt stellen sich ihm im Buchtitel vor. Was die Mitmenschen jauchzen läßt und trauern macht, die Freuden und Nöte des Alltags liegen säuberlich geordnet, ausgebreitet vor den Augen jedermanns im Schlagwortregister der Bibliographie.

Müller, Friedrich, beschreibt mit tiefer Kenntnis auf 29 Seiten Oktavformat „Das Leben der Kaffern von der Geburt bis zum Tode", und dieser Titel könnte ein Symbol sein.

Wer Rat und Hilfe braucht in vertraulichen Dingen, wende sich zuerst an seinen Buchhändler. Der findet bestimmt, was im Augenblicke frommt. „Das Weltproblem, der lenkbare Storch, Bub oder Mädel nach Wunsch" ist für 1,50 Mark glänzend gelöst. Der Verfasser des Werkes „Über die Geburtshilfe bei der Ziege" rechnet gewiß nicht mit so großer Leserschaft wie der Autor jenes Buches, das schlicht den Titel führt „Neugeist in der Kinderstube", doch im Untertitel sich zu Erläuterungen veranlaßt sieht: „Gedanken zur Anwendung der neugeistigen Praxis der Einflüsterungen während des Schlafs, der seelischen Beeinflussung, der Stille und des plastischen Denkens zur Erziehung des Kindes und zur Entfaltung seiner Seelenkräfte." Haben sie sich glücklich entfaltet, die Seelenkräfte, sind auch die Geisteskräfte geweckt: In den Sternen steht geschrieben das „So sollst du sein!" Fort mit der Eignungsprüfung und den psychotechnischen Versuchsreihen, „Die Astrologie als Forschungsmethode für Berufseignung und Berufsaussichten" kann es tausendmal besser!

„Moderne Goldgruben, Rezeptbuch für die modernsten und gewinnbringendsten Spezialitäten" heißt ein Buch. Es ist bestimmt für jene, die schnell reich werden wollen, ist 300 Seiten stark und kostet 30 Mark. Bescheidenere Leute werden sich begnügen mit „Wie bewirbt man sich mit Erfolg um offene Stellen?" Da kosten 95 Seiten nur eine Mark. Für das Doppelte aber weist ein ungenannter Autor den bequemsten Weg zu Reichtum und Macht: „Das Geheimnis des Glücks in der Liebe. Die Kunst, sich beim schönen Geschlecht beliebt zu machen, seine Gunst zu erlangen, ein reiches Mädchen zu erobern, unglückliche Liebe in glückliche zu verwandeln, und sich die Treue seiner Auserwählten zu sichern. Von einem, der durch eine reiche Heirat sein Glück machte. 12. Auflage." Das ist — weiß der Himmel! — allerhand fürs Geld.

Der alte ehrliche Knigge tritt heute in modernem Gewande auf: „Wegweiser des guten Tons! Die im In- und Auslande geltenden Gesetze für taktvolles Verhalten, gute Manieren, Tischmanieren, korrekte Kleidung, anständige Gewohnheiten im öffentlichen, gesellschaftlichen und privaten Leben, nebst einem Anhang über das Servieren." Ganz neusachlich führt ein gleiches Buch den kurz und bündigen Titel „Kavalier und Dame". „Der Fleck muß raus! Ein Schatzkästlein erprobter und bewährter Mittel jeder Art" ist leider nicht vollständig; es sagt nicht, wie man moralische Flecken entfernt. Doch darüber braucht niemand zu verzweifeln: die „Gebrauchsanweisung für magische und okkulte Räucherungen" gibt über dieses Gebiet erschöpfende Auskunft.

Liebesbriefsteller gibt es zu hunderten, Traumbücher kann man sich nach Geschmack und Neigung aussuchen: ägyptische, persische, indische und psychoanalytische. Aber nur einmal erscheint in der Bibliographie der Titel „Prologe und Ansprachen zum Jubiläum einer Hebamme". Nicht aufzuzählen sind die Kalender und Liederbücher für die verschiedensten Stände und Berufe, Weltanschauungen und Parteien. Kalender für Monisten und Schornsteinfeger, Liederbücher für Stenographen und Seeleute nennt das Verzeichnis. Ganze Klassiker sind in stenographischer Schrift gedruckt, und über Therese von Konnersreuth erschien zuerst eine Broschüre in englischer Sprache. Über „Die Wildrinder im alten Mesopotamien" läßt sich tiefgründig ein Orientalist aus, „Das letzte einsame Molekül in der Hochpotenz" besingt schwärmerisch ein ganz moderner Dr.-ing. „Verpfuschte Männer! Wodurch wurden sie es?" fragt herausfordernd eine Broschüre, und eine andere gibt Antwort: „Die andauernde gewohnheitsmäßige Stuhlverstopfung!"

Verzage nicht auf dem Krankenbett! Die „Klinischen Sonette" tragen auf dein Krankenlager die Kunst, „Triumphierende Sterbebetten" lehren dich, daß alles Fleisch vergeht wie Heu, und voll innerer Stärke wählst du aus dem „Ratgeber für Grabinschriften" **den** Vers, der deine sterbliche Hülle decken soll.

Denn wie heißt der Werbespruch der Buchhändler? —: Bücher sind Freunde! Bücher sind Gefährten!



* **Begegnung.** „Gestern habe ich Ihren Mann getroffen. Aber er hat mich nicht gesehen." — „Ich weiß es, er hat es mir erzählt."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg